

Häuserkampf

Provinz Die Jungen ziehen fort, die Alten bleiben, auch das Schicksal des schrumpfenden Dorfes Nordhalben im Frankenwald schien besiegelt. Dann regten sich im Ort die guten Geister, nun läuft ein tägliches Ringen um die Zukunft der Heimat. *Von Ullrich Fichtner und Sven Döring (Fotos)*



Ehrenamtlicher Helfer bei der Ortsverschönerung in Nordhalben: Neutraler Sportsgeist

Als es wieder Winter wurde vor acht Jahren in Nordhalben, fühlte sich alles so an, als ob es mit dem Ort zu Ende ginge. Der letzte und einzige Supermarkt an der Staatsstraße 2207, die das Dorf wie ein krummes S von Nord nach Süd durchzieht, würde schließen, das wurde im Advent damals zur Gewissheit. Die Bittgänge zu höheren Stellen bei Edeka, die Versuche, den großen Laden zu erhalten, einen neuen Betreiber zu finden, ihn bloß nicht zuzumachen, hatten nichts gefruchtet. Bald hingen Zettel an den Türen des Flachbaus, auf denen stand: »Verehrte Kunden! Wir schließen zum 30. April 2010 ... Wir bedanken uns für das Vertrauen und Ihre Treue in den vergangenen Jahren.« Dann ging das Licht aus in Nordhalben.

Wer fortan einen Liter Milch brauchte, ein Tütchen Backpulver oder ein Stück Butter, musste 11 Kilometer nach Steinwiesen oder 13 Kilometer nach Bad Steben fahren, zu den Gemischtwarenläden, die es dort noch gab. Wer kein Auto hatte, wie viele der alten Leute im Ort, musste sich fragen, wie das Leben eigentlich weitergehen sollte. Ob da überhaupt noch genug Leben war. Oder ob sich der Ort, nach mehr als 850 Jahren, aus der Geschichte verabschieden würde im Prozess eines langwierigen Verwelkens.

Nordhalben liegt hingestreckt auf einer Kuppe des Frankenwalds, an die 600 Meter hoch, die Luft ist weich, die Winter können sehr hart sein. 300 Kilometer sind es hinauf nach Berlin, 300 Kilometer hinunter nach München, 300 nach Frankfurt im Westen und 300 nach Prag im Osten. Es geht kaum zentraler in Europa, aber im Alltag bedeutet das nicht viel. Nordhalben liegt trotzdem fernab der Zentren, an der Peripherie, immer an Rändern, geografischen, bürokratischen, psychologischen, es war immer so.

Die Sperr- und Schießanlagen der deutsch-deutschen Grenze zogen sich nur ein paar Hundert Meter entfernt durch Wald und Flur, ständige Erinnerung daran, dass die Welt geteilt und der Westen genau hier zu Ende war. Das Land Bayern geht am Ortsrand in Thüringen über, nur einen Steinwurf weit vom Nordhalbener Schlossberg, auf dem ein Schloss schon lange nicht mehr steht. In der Gegend stoßen vier Landkreise, zwei bayerische, zwei thüringische, aneinander, es enden die Berichtsgebiete der Regionalzeitungen, die Buslinien, die polizeilichen und notärztlichen Zuständigkeiten, die Notarskreise auch, was bei Immobiliengeschäften manchmal für Verwirrung sorgt.

Nordhalben ist, mit einem Wort: Provinz, und das ist kein Vorwurf, sondern eine Feststellung, die die Wirklichkeit vieler Orte in Deutschland beschreibt, im Hunsrück, im Harz, im Havelland, in der Uckermark, in der Rhön, auf der Schwäbischen Alb, im Erzgebirge, am Nieder-

rhein, in der Oberpfalz, im Wendland, in der Wahner Heide. Es gibt, landauf, landab, viel mehr Provinz, als man sich das in Berlin, Hamburg oder München so vorstellt. Und Provinz heißt zuerst, dass die Jungen gehen und die Alten bleiben.

In Nordhalben wurden 2016 neun Kinder geboren und 23 Menschen starben, das ergibt eine »natürliche Wanderungsbilanz« von minus 14. Im Jahr 1960, und das sagt fast alles, lag diese Bilanz in Nordhalben bei plus 33, man zählte 65 Geburten und 32 Sterbefälle. Seither hat sich die Einwohnerzahl fast halbiert. Zum Stichtag 30. Juni 2017 lebten eintausendsechshundertsiebenundneunzig Menschen in der Gemeinde, das ist die amtliche Zahl: 1697. Und nun sieht alles danach aus, als dürften es viel weniger auch nicht mehr werden.

In Nordhalben läuft, unausgesprochen, eine Art Experiment um die Frage, bis zu welcher Größe und mit wie vielen Einwohnern ein Ort in Randlage noch lebensfähig ist und lebenswert bleibt. Wird das Dorf, das sich »Markt« Nordhalben nennen darf, überleben? Kann es gerettet werden durch das Engagement seiner Einwohner? Kann der Staat etwas tun? Oder wird der Ort nur noch würdevoll abgewickelt? »Willst du darauf ehrliche Antworten?«, fragt Bürgermeister Michael Pöhnlein, man ist hier draußen schnell beim Du, »das kann kein Mensch sagen. Es ist offen, im Ernst, und wir kämpfen.«

In Pöhnleins Büro im Nordhalbener Rathaus sind die Schränke mit Zeitungsausschnitten beklebt, Artikel über die ungünstige deutsche Demografie, außerdem mit Sinnsprüchen auf Zetteln wie: »Bleibt auf dem Lande und wehret euch täglich«. Gegenüber dem Schreibtisch hängt ein Ortsplan, der die Schiefelage Nordhalbens kompakt erfasst. Mit einem schwarzen X sind darauf die baufälligen Häuser markiert, das sind so etwa 30, 40. Dunkelblau ausgemalt sind etwa 100 leer stehende Bauten, die womöglich über kurz oder lang auch verfallen, es geht da um jedes fünfte Haus im Ort. Hellblau gekennzeichnet sind Häuser, in denen alle Bewohner 75 Jahre oder älter sind, das gilt für 125 Immobilien. Es ist kein schönes Bild. Die Aufgabe wirkt unlösbar.

»Wir sind in der entscheidenden Phase«, sagt Pöhnlein, in seinem Ton liegt ein neutraler Sportsgeist, kein Optimismus, kein Pessimismus. »Entweder es gelingt uns, die Lage zu stabilisieren, dann geht's hier weiter, oder es gelingt uns nicht.« Die Zeit des Gesundbetens sei jedenfalls vorbei, sagt Pöhnlein. »Wir müssen vernünftig schrumpfen, aber dieses Wort allein: schrumpfen«, sagt er und lacht meckernd, »das ist in einem Land wie Bayern, wo es ja immer nur um Wachstum gegangen ist, allein schon eine Revolution.«

Pöhnlein ist 50, seit vier Jahren im Amt, ein breiter, bodenständiger Typ, der die Ratsitzungen im T-Shirt leitet, was seiner Autorität nicht schadet. Wann immer es geht, legt er seine Wege auf einem wuchtigen, mattschwarzen Fahrrad zurück. Man könnte ihn für einen Grünen halten, aber er mischt bei den Freien Wählern mit, das ist in der bayerischen Lokalpolitik seit Langem eine Partei für alle, die von der CSU die Nase voll haben, aber der SPD und den anderen auch nichts zutrauen.

Zweimal in jüngster Zeit, sagt Pöhnlein, sei man nur ganz knapp daran gescheitert, im Ort eine größere Firma anzusiedeln. Und um ein Haar hätte sich sogar eine junge Ärztin niedergelassen. Faktisch hat aber nur die Filiale der Raiffeisenbank zugezogen, und dann ist auch noch der Besitzer der Lotto-Toto-Annahmestelle gestorben, die ein Treffpunkt im Ort war, der nun fehlt. Die Bäckerfiliale nebenan bekommt es schon zu spüren, ihr fehlt die Laufkundschaft, vielleicht muss auch sie schließen.

Die Geschichten über den Niedergang klingen überall ähnlich in der Provinz. Dörfer und kleine Städtchen werden zu groß für die Anzahl der Leute, die noch da sind. Die Strom- und Wassersysteme, im Fall Nordhalbens für 3000 Einwohner angelegt, müssen für viel Geld unterhalten

werden, egal wie viele Leute wegziehen oder wegsterben. Straßenbau, Beleuchtung, Winterräumung, Müllentsorgung, die öffentlichen Aufgaben bleiben so gut wie gleich, während die Einnahmen sinken und sinken.

Natürlich ist auch Nordhalben verschuldet. Die Unterhaltskosten für eine vor Zeiten gebaute Mehrzweckhalle, die kein Mensch braucht, fressen

Löcher in den Haushalt. Das Minus der Gemeinde ist trotzdem von über sechs auf drei Millionen Euro gesunken, immerhin, und dabei hat auch der bayerische Staat kräftig mitgeholfen, die Bezirksregierung in Bayreuth, die CSU-Regierung in München.

Nach Jahren des politischen Tiefschlafs und einer falschen Ideologie des staatlichen Strafens gibt es für besonders schwache Gemeinden jetzt besonders großzügige Förderprogramme. Der demografische Wandel und der Schwund werden nicht mehr negiert. Nicht lange her, da wurden Bürgermeister wie Michael Pöhnlein von den höheren Stellen in Bayern noch wie lästige Bittsteller abgefertigt. Das ist besser geworden. Man hört jetzt zu.

Überhaupt mischen sich in die Geschichten über den Niedergang seit einiger Zeit überraschende Widersprüche. Eine Familie aus Starnberg ist nach Nordhalben zugezogen, eine aus Böblingen, zwei aus Prag. Weil es ihnen hier gefällt. Weil sie nicht finden, dass der Ort zu weit weg von allem liegt. Weil es ja auch ständig un-





Besucher einer Gemeinderatssitzung, Spielwarenautomat: »Bleibt auf dem Lande und wehret euch täglich«

wichtiger wird, wo genau der Computer steht, an dem jemand seine Arbeit verrichtet.

Bürgermeister Pöhnlein hat Fördermittel aufgetrieben für die Idee eines »Nordhalben Village«, das kreative, produktive Menschen zum Leben und Arbeiten in den Ort bringen soll. Dafür wird das alte Schulgebäude umgebaut, es entstehen »Co-Working-Spaces« und »Living«-Bereiche, so klingt das heute, wenn gearbeitet und gewohnt werden soll. Die Projektleiterin Halgard Stolte, die eine von denen ist, die von Prag nach Nordhalben umgezogen sind, hat selbst eine Karriere im globalen Marketinggeschäft hinter sich, nun glaubt sie fest daran, dass sich das »Village« bald mit Leben füllt. Die zugehörige Geschichte ist gut, sagt Stolte. Wenn sie bei Tagungen erzählt, dass sie ein Projekt nicht in der Stadt habe, nicht in einem Fabrikloft, sondern »mitten im Wald«, dann, sagt sie, horchen ihre Zuhörer auf.

Noch ist Nordhalben nicht verloren. Es gibt zwei Ärzte, es gibt eine Grundschule, zum Glück, mit 46 Kindern ist sie zwar die kleinste Schule des Landkreises, aber sie steht nicht zur Debatte. Es gibt ein hübsches Freibad, einen Sportplatz und zum stillgelegten Bahnhof fahren manchmal Dampflokomotiven zum Spaß. Es gibt den Gasthof »Hotel zur Post«, in dem der Chef noch selbst kocht, und es gibt ein muffiges, und doch beachtliches Museum für die Kunst des Klöppelns, das in der Welt nicht ausreichend bekannt ist. Wenn Karl Lagerfeld wüsste, wie schön die Spitzen sind,

die hier unter Glas liegen, wäre er längst hier gewesen.

Es gibt auch sonst eine Wirtschaft in Nordhalben, Metallbauunternehmen, einen Dachdeckerbetrieb, einen Installateur, es gibt zwei, drei kleine, hoch spezialisierte Elektrotechnikfirmen, eine Apotheke, eine Sparkasse mit Geldautomat. Und es gibt, vor allem vielleicht, Anita Michel. Sie ist 35, eine kleine Frau mit einem klugen Gesicht, die sich selbst ein »Landei« nennt, das in der Stadt verloren sei, weshalb sie auch nie daran gedacht habe, Nordhalben zu verlassen. Sie hat polnische Eltern, die sich einst in der Gegend niederließen, sie machte einen Hauptschulabschluss in Steinwiesen und lernte dann Köchin. Anita Michel kochte in Kantinen und in einem Krankenhaus, bis ihr vor sechs Jahren im Mutterschutz »langweilig wurde«, sagt sie.

Sie legte die Kochjacke ab, löste ihren Bausparvertrag auf, nahm zusätzlich einen Kredit auf und kaufte sich für 34 000 Euro ihren ersten 3-D-Drucker. Heute hat sie sieben Stück davon, Maschinen, die zum Teil ganze Räume füllen und mit dröhnenden Klimaanlage gekühlt werden müssen. Ihre Firma »MTA Prototyping« beschäftigt 14 Angestellte und beliefert Autohersteller, Zulieferbetriebe, Designer mit dreidimensional »gedruckten« Prototypen im Maßstab 1:1. Es gehe, sagt Michel, um Schnelligkeit, Genauigkeit und um hundertprozentige Umsetzung der Vorgaben, und sie entschuldigt sich dafür, dass sie nichts davon herzeigen könne, weil alles der strengsten Geheimhaltung unterliege.

Dass ihr Werdegang Bewunderung auslöst, versteht Anita Michel nicht. Sie habe sich fürs 3-D-Drucken interessiert, habe gelesen, sich umgesehen und eben früh die Möglichkeiten gesehen. Ins Management ihrer schnell wachsenden Firma sei sie »nach und nach hineingewachsen«. Dass sie heute regelmäßig Dienstreisen nach Wolfsburg, München und Stuttgart unternimmt, ist längst normal, und es kommt ihr zugute, sagt sie, dass Nordhalben so zentral gelegen sei, gar nicht fernab, sondern mittendrin, aber trotzdem im Grünen und Stillen, »wie ich das mag«. Anita Michel braucht die Provinz, sagt sie. Und die Provinz braucht Menschen wie sie.

Es sind auch Flüchtlinge gekommen, an die 50 Menschen, sie wohnen unauffällig über den Ort verteilt. Zwei Syrer haben eine Beschäftigung gefunden, die Kinder füllen die Klassen der Grundschule auf. Es ist schwer, mit den Ausländern zu arbeiten. Das deutsche Recht sorgt für ein unstetes Kommen und Gehen. Oft werden Familien genau in dem Moment abgeschoben oder umgesiedelt, in dem Arbeit, Wohnung und ein Auskommen eigentlich gesichert wären. Die Gemeinde Nordhalben hat für eine bereits gut integrierte Familie aus der Ukraine eine Petition im Landtag eingebracht, aber sie wurde trotzdem abgeschoben. Die einschlägigen Gesetze wirken lebensfern.

Erfreulich, dass neuerdings zu hören ist, dass einige Söhne und Töchter Nordhalbens, die zum Studieren fortgezogen sind, daran denken, wieder in die Heimat zu-



Wirt im Gasthof, Fensterfront: Wo Napoleon oder Napoleons Stab oder Napoleons Pferd einst Rast machten

rückzuziehen. Sie entflohen, so sie es beruflich können, der Großstadt und ihren horrenden Mieten und genießen die Nähe der eigenen Eltern, zumal wenn sie gerade selbst Eltern geworden sind. Auch sonst gibt es Anfragen. Die Gemeinde hat es regelmäßig mit Mietnomaden zu tun, die auf der Suche nach dem billigsten Wohnort durchs ganze Land ziehen, eine merkwürdige Klientel, aber Bürgermeister Pöhnlein sagt, »ich mache hier für jeden den Makler, jederzeit«. In der ersten Augustwoche haben drei leer stehende Häuser neue Mieter gefunden. Und manchmal melden sich auch Elektromog-Flüchtlinge, die ihrem schädlichen Stadtleben hier draußen im Wald zu entkommen hoffen.

An manchen Tagen kann es sich so anfühlen, als sei in Nordhalben die Talsohle erreicht, als könnte sich der negative Trend doch wieder ins Plus verkehren. Wenn die Schrumpfung gelänge, wenn die Ideen für Abriss und Neugestaltung aufgingen, könnte ein neues, kleineres, lebensfähiges Nordhalben entstehen. Verordnen lässt sich da nichts, die Bürgerinnen und Bürger müssen mitmachen, und am Anfang steht die Erkenntnis, dass das Warten auf den alten Vater Staat, der alles schon irgendwie richten wird, vergebens ist.

Die Heimat zu erhalten ist ein Kampf Haus um Haus, Blumenbeet um Blumenbeet, und es braucht Mut und Ideen, den dörflichen Horizont zu sprengen und das Unwahrscheinliche zu wagen. In Nordhalben ist das schon geschehen, dort steht, zentral an der Hauptstraße, inmitten grau-

er und brauner Fassaden ein stolzes, knallgelbes Künstlerhaus mit Galerie im Erdgeschoss. Hier, wo einst ein Krämerladen war, wohnen und arbeiten heute Maler und Bildhauer von weit her, dank dieses Künstlerhauses finden jetzt regelmäßig Vernissagen in Nordhalben statt, und das allein ist ein Satz, an dessen Ende ein Ausrufezeichen gut stünde.

Der Verein »Nordhalben Aktiv« steckt dahinter, er hat das Konzept erdacht und das Haus dafür hergerichtet, und hinter dem Verein wiederum stecken Otmar und Heidi Adler, zwei gute Geister ihres Heimatortes. Otmar Adler ist ein stolzer Handwerker, er hat am Ort einen auf Fertighäuser spezialisierten Holzbetrieb aufgebaut, heute führt ein Sohn die Firma Adlerhaus, und Otmar ist ein unruhiger Pensionär. Er wird demnächst 80 Jahre alt, ginge aber auch noch für 70 durch, und Heidi, eine passionierte Sportlerin, wirkt noch ein ganzes Stück jünger als ihr Mann. Beide sprechen den Dialekt der Gegend, das ist ein Fränkisch mit spitzem Mund, und beide verströmen Menschlichkeit und eine seltene Güte. Am wuchtigen Ecktisch ihres Hauses gibt es zu Rouladen und Semmelknödeln, auch in großen Portionen, Geschichten darüber, warum in Nordhalben die Hoffnung nicht stirbt.

Den Aktivisten wurde irgendwann klar, dass sich die Pflege von Heimat und Tradition nicht in Bierfesten erschöpfen kann oder in Archivrecherchen darüber, wann und wo Napoleon oder Napoleons Stab oder Napoleons Pferd einst Rast gemacht

haben mögen. Otmar und Heidi Adler wollten nicht zurückschauen, sondern die Gegenwart verändern, erst recht, seitdem sie sahen, wie sich der Verfall im Ort in den Neunzigerjahren beschleunigte.

Nordhalben hatte bis 1989 auf paradoxe Weise von der deutsch-deutschen Teilung profitiert. Frankenwald und Fichtelgebirge waren zu DDR-Zeiten die »Hausberge« der West-Berliner, die in Scharen ihren Jahresurlaub in der schönen nordbayerischen Natur verbrachten. Dieser Tourismus, wesentliche Einnahmequelle der Region, brach von 1989 an weg, und überdies fiel in der Wendezeit die fatal kurzfristige Fehlentscheidung, die Sonderförderung im einstigen Grenzgebiet zu streichen, nur um sie wenige Kilometer weiter östlich als Instrument des »Aufbaus Ost« wiederaufstehen zu lassen. Überall entlang der alten Grenze, auch in Nordhalben, brachen deshalb Unternehmer ihre Zelte ab und verlegten die Produktion ein paar Kilometer weiter nach Osten. In Nordhalben war es das Ende des Industriezeitalters. Und das sah man dem Ort bald an.

Für Otmar und Heidi Adler erfüllte sich eine Angst, die sie seit Langem begleitete, seit einem Italienurlaub, der sie einmal durch Scanno geführt hatte, ein Dorf in den Abruzzen. Der Ort, sagen sie, sei ihnen besonders ins Auge gefallen, weil es dort, genau wie in Nordhalben, eine alte Tradition des Spitzenklöppelns gab. Jedenfalls erschrecken sie darüber, wie leer dieses Bergdorf wirkte. Da waren keine jungen Leute, keine Kinder, die meisten Männer

waren fort, vorwiegend alte Frauen saßen im Schatten der engen Gassen, und statt die südliche Atmosphäre zu genießen, dachten Otmar und Heidi Adler an zu Hause, an Nordhalben. Sie sahen die eigene Zukunft. Ein sterbendes Dorf. Ein Verwelken. Und sie begannen darüber nachzusinnen, wie dem beizukommen sei.

Anfangs folgten sie, gemeinsam mit ihren Mitstreitern, den Spuren klassischer Heimatvereine, sie staffierten ein Museum aus, aber sie merkten schnell, dass der Ort damit nur noch musealer wurde. So nahmen sie sich echte Renovierungsarbeiten vor. Lange bevor Bürgermeister Pöhnlein mit seinem Programm von Schrumpfung und Rückbau ins Amt kam, rissen sie ein paar der schlimmsten Bruchbuden ab, in Eigenregie. Sie sanierten einen verwitterten Nepomuk an der Kirche und eine kleine Christus-Kapelle. Sie legten eine Roseninsel an, und in mühsamer Arbeit renovierten sie auch den verrotteten Fliegenpilz, der wie ein zu klein geratener Hut als Aussichtspunkt auf dem alten Schlossberg sitzt.

Dieser Tage entsteht am oberen Ortsrand ein Spazierweg, gesäumt von Skulpturen, und man kann das alles aus der Ferne leicht für läppisch halten oder für provinziell, aber jede dieser Initiativen nährt die Hoffnung, dass die Geschichte des Ortes weitergeht. Dass es sich zu kämpfen lohnt, in Nordhalben und anderswo.

Ein Spaß ist dieser Kampf nicht. Es gibt Abende, an denen Otmar Adler mit müdem Gesicht an seinem Esstisch sitzt, weil am Ende womöglich doch alles umsonst ist. Sein Engagement für die Heimat füllt mittlerweile 24 Aktenordner, die chronologisch einigermaßen geordnet in Kellerregalen stehen, darin, sagt er, »all die Sinnlosigkeit, all die Vergeblichkeit, all die Niederlagen«.

Er hat unverschämte Briefe von Politikern bekommen, behelnde Mitteilungen von Ministern, herablassende Bescheide von Ämtern, alles. Im Januar 2010 haben er und Heidi einmal 500 Briefe an die Abgeordneten aller Parteien in Bayern im Bund geschickt und eine zwölfseitige Broschüre mit Fotos über den Niedergang Nordhalbens beigelegt, in der Hoffnung auf entschlossene Unterstützung durch die Politik. Sie bekamen viele freundliche Antworten, aber die entschlossene Unterstützung blieb aus. Stattdessen erhielten sie eine strenge schriftliche Unterweisung durch Thomas Goppel von der CSU, Staatsminister a. D., der in einem demokratietheoretischen Sermon die Frage erörterte, ob der Briefeschreiber Adler eigent-

lich »das Recht für sich beanspruchen« könne, »andere in die Pflicht zu nehmen«.

Derlei hat Otmar Adler tief enttäuscht. Er hat als guter Staatsbürger immer auf die Politik gewartet, auf den Staat, aber sie lieferten nicht, jedenfalls nicht so, wie er sich das erhofft hatte. Adler nippt missmutig am Frankenwein und macht lange Pausen, dann nennt er sich mit einem Lächeln einen »altersenttäuschten Menschen«. Anlass dafür hat er nicht. Es ist wohl einfach so, dass der 80-jährige Aktivist am Ende doch einmal in die Falle seines hohen Alters tappt und den Denkmustern seiner Generation nicht ganz entkommt. Er hört sich an in diesen Momenten, als wäre es ihm lieber, dass der Staat alle Aufgaben erledigt und dass nicht die Gesellschaft in



Renovierter Aussichtspunkt: Aus der Ferne läppisch

der Pflicht wäre. Als wäre amtlich irgendwie besser als ehrenamtlich, aber diese Art zu denken kann sich ein schrumpfendes Land gar nicht mehr leisten. Die zugehörigen Aufgaben sind zu groß, zu vielfältig, zu unterschiedlich, auch von Ort zu Ort, als dass auf sie die groben Schablonen des Staates noch passten.

Bürgerinnen und Bürger vor Ort wissen besser, was in ihrem Leben wichtig ist. Auch dafür sind Otmar und Heidi Adler die besten Beispiele. Deshalb ist ihnen, gemeinsam mit ihrem Freund Karl Roth, einem Metallbauunternehmer am Ort, eine Sache gelungen, die an Wunder glauben lässt: An der Staatsstraße 2207, dort, wo vor acht Jahren der Edeka-Markt zum Entsetzen aller seine Türen schloss, leuchtet heute, wenn der

Abend kommt, der Nordwald-Markt, größer und moderner als der alte Edeka. 13 Frauen haben dort Arbeit, es gibt 3 Auszubildende und in den Regalen 6000 Artikel, wie in einer Stadt – und das Beste ist, dass dieser »größte Dorfladen Bayerns«, wie er genannt wurde, keinem Konzern gehört, keiner Kette, keinem Unternehmen, sondern den Einwohnern Nordhalbens.

Denn als es Winter wurde vor acht Jahren und das Ende des Supermarkts beschlossen war, setzten sich Otmar Adler und Karl Roth hin und suchten nach einer Lösung, und zwar schnell. Die Lücke musste geschlossen werden, egal wie, aber es fand sich kein Investor, kein neuer Betreiber, niemand, der genug Fantasie hatte. Sie dachten daran, das Geschäft selbst zu

übernehmen, aber die Courage hatten sie am Ende nicht. So entstand mithilfe von Juristen die Idee einer sehr speziellen Gesellschaft, man könnte sagen: eines volkseigenen Betriebs auf fränkische Art. Vollversammlungen des Dorfes wurden einberufen, um das Projekt zu diskutieren, und bald wurden wirklich alle 468 Haushalte Nordhalbens Anteilseigner und Kommanditisten eines neu zu gründenden Marktes, und den Tag, als die Leute Schlange standen, das ganze Dorf, um mit ihren Unterschriften alles notariell zu beglaubigen, wird Otmar Adler nie vergessen.

Die Neueröffnung des Supermarkts war ein historisches Moment, das klingt unfreiwillig komisch und stimmt trotzdem. Wären die Lichter an der Staatsstraße ausgeblieben, und hätte jeder kleine Einkauf eine Fahrt nach Steinwiesen, 11 Kilometer, oder nach Bad Steben, 13 Kilometer, erfordert, wer weiß, wie sich die Bevölkerungszahl in den vergangenen acht Jahren entwickelt hätte. Der Nordwald-Markt, kollektives Projekt des ganzen Dorfes, schuf die Voraussetzung dafür, dass die Möglichkeit einer Hoffnung überhaupt fortbestand.

Nordhalben hat wieder Hoffnung. Jedenfalls regiert nicht die Verzweiflung. Das Dorf liegt hingestreckt auf einer Kuppe des Frankenwalds, die Luft ist weich, und die Winter können sehr hart sein. 1697 Menschen leben hier, nur noch halb so viele wie vor 60 Jahren. Wer als Besucher besonderes Glück hat, sitzt gerade dann im Gasthof Zur Post, wenn die Frauen vom Turnverein an ihrem Stammtisch sitzen und die alten Lieder anstimmen in perfekter Harmonie. Dann liegen die Gründe, warum die Geschichte Nordhalbens unbedingt weitergehen muss, auf der Hand. Weil es Heimat ist. Für 1697 Menschen, das ist viel.